

Jakob Bofshart
Heimat




Textvorlage: »Erdschollen«, H. Haessel Verlag, Leipzig, 2. Aufl. 1914
Die Gestaltung des Covers folgt der zugrundeliegenden Buchausgabe.

ngiyaw eBooks unterliegen dem Copyright, außer für die Teile, die public domain sind.

Dieses ebook (pdf) darf für kommerzielle oder teil-kommerzielle Zwecke weder neu veröffentlicht, kopiert, gespeichert, angepriesen, übermittelt, gedruckt, öffentlich zur Schau gestellt, verteilt, noch irgendwie anders verwendet werden ohne unsere ausdrückliche, vorherige schriftliche Genehmigung. Eine gänzlich nicht-kommerzielle Verwendung ist jedoch gestattet, solange das ebook (pdf) unverändert bleibt.

ngiyaw eBooks werden Ihnen *as-is* ohne irgendwelche Garantien und Gewährleistungen angeboten.

© 2008 Peter M. Sporer für  eBooks.
Földvári u. 18, H - 5093 Vezseny (ebooks@ngiyaw-ebooks.com).

Jakob Bofshart
Heimat

(1913)

Ein enges Stübchen, wie es die Bauern sich oft neben der Wohnstube einrichten, um für den verborgensten Teil ihres Lebens einen Schlupfwinkel zu haben, wo sie sich mit ihren Gedanken einschließen und ihre spärlichen Briefe aufsetzen, wo sie in eichenem Wandschränkchen ihr Geld aufbewahren, wo auf einem Stuhl die Bibel für ungewöhnliche Stunden bereitliegt. In diesem Stübchen saß hemdärmelig der Tobelbauer Hans Schollenberger, von Gedanken schwer auf den Stuhl niedergedrückt. Er fuhr sich mit den Fingern ab und zu durch den Bart und starrte bald zu den sorgfältig geschlossenen Fenstern hinaus, — bald auf einen Brief, der ausgebreitet auf dem abgegriffenen Tische lag.

Er hatte den Brief drei-, viermal gelesen, und es war nicht aus Mangel an Verständnis, wenn sein Blick immer wieder zu ihm zurückkehrte. Seine Stirne glänzte von Schweiß, so sehr hatte ihm das Stück Papier zugesetzt.

Wie ein Versucher, wie Satan selber war es an ihn herangetreten, es hatte ihm mit Goldklang ins Ohr geläutet, die Habgier in ihm angefacht und gegen die Liebe zu seinem Boden gehetzt, in ihm einen Streit angezündet, der sein Innerstes aufwühlte.

In dem Briefe bot sich die Regierung an, den Tobelhof zu kaufen, und nannte einen Preis, der über alle Träume des Bauern weit hinausprang. Den Zweck, den sie verfolgte, nannte sie nicht, aber er war kein Geheimnis. Seit langer Zeit hatte man

davon gesprochen, den Hof in einen See zu verwandeln und so einen Kraftsammler für ein großes elektrisches Werk zu gewinnen. Der Bauer war also auf den Brief vorbereitet, wurde nun aber doch davon überrascht, ja erschreckt; denn wenn ein Gedanke, den man lange als Hirngespinnst eingeschätzt und belächelt hat, plötzlich leibhaftig und greifbar sich vor einen hinstellt und einem unverwandt in die Augen glotzt, wirkt er unheimlich wie ein Gespenst.

Der Tobelhof lag in einem einsamen, schluchtartigen Tal, rings von schwarzem Tannenwald überdunkelt. Das Haus, aus rotem Fachwerk gebaut, stand hart am Wildbach, der ungestüm vorbeiströmte und nach starken Regengüssen zum Fluß answoll. An das Haus lehnte sich, mit ihm wie zu *einem* Wesen verwachsen, ein mächtiger Nußbaum, und ringsum standen alte, von den rauhen Wintern knorrig und gichtisch gewordene Apfel-, Birn- und Zwetschgenbäume. Weiterhin dehnten sich Matten und etwas Ackerland aus, magerer, geiziger Boden, der nichts umsonst gab und sich auch die kleinste Frucht mühsam abringen ließ. Ins freie Land hinab, das man hinter einem Einschnitt des Waldes ahnte, führte ein schmaler Fahrweg. Er lag mit dem dämonischen Bach in beständiger Fehde und war im Frühjahr nach der Schneeschmelze stets übel zugerichtet.

Den Tobelhof bewohnten seit Menschengedenken die Schollenberger, rechtschaffene, durch das Leben in der Einsamkeit etwas schrullig gewordene, in sich gekehrte Bauern, die immer spät zum Heiraten kamen, weil sich nicht leicht ein Mädchen für den entlegenen Hof werben ließ, und die oft früh verwitweten; denn nur die auf dem Hof Geborenen und Aufgewachsenen ertrugen auf die Dauer die langen, strengen Winter, den rauhen Wind, der stets dem Bach entlang zog, das ewig gleiche Einerlei des Gehöftes und das wortkarge, kantige Wesen der Tobelhofleute.

Gewöhnlich befanden sich auf dem Hof auch eine oder zwei alte Jungfern, Schwestern des Bauern, die in der Einsamkeit

sitzengeblieben, gleichsam von Natur und Liebe verschmäht und vergessen worden waren. Faßte ein Mädchen nicht früh den Entschluß, im Dorf oder in der Stadt Dienst zu suchen, so war ihm ein lediges Alter gewiß.

So war es auch zuletzt um den Hof bestellt. Hans Schollenberger, der Tobelhans, wie man ihn schlechtweg nannte, hatte seine Frau schon vor Jahren verloren und haushaltete nun mit seiner Schwester Grite und zwei Kindern, die wenig über zwanzig waren. Er konnte, wie er so saß, die drei durchs Fenster sehen; sie standen mit Hacken im Kartoffelacker, in einer Reihe, wandten keinen Blick vom Boden und ließen keine Silbe fallen; auf dem Tobelhof galt von alters her die Regel: Lange Arbeit, kurze Worte.

Der Tobelhans sah zu ihnen hinüber und überlegte, was sie wohl zu dem Briefe sagen würden. Soll ich den Handel überhaupt dem Familienrat vorlegen? fragte er sich. Es war nicht seine Art, sich von andern in seine Entscheidungen reden zu lassen, aber hier handelte es sich nicht nur um sein selbstwilliges Gutdünken, sondern um die Zukunft seiner Kinder, das fühlte er, und so entschloß er sich endlich, sie ins Vertrauen zu ziehen. Er faltete den Brief zusammen, steckte ihn in seine Westentasche und ging dann auf den Acker, wo er sich wortlos mit seinem Gerät in die Reihe stellte. Eine geraume Weile vernahm man nichts als den kräftigen, mannigfaltigen Schlag der Hacken, die bald dumpf pochten, bald schrill aufschrien und schalten, je nachdem sie auf weichen Grund oder auf Steine trafen.

Endlich unterbrach Grite das Schweigen, ohne jedoch von der Arbeit aufzusehen: »Der Briefträger war da?«

»Ja«, gab der Bauer zurück.

»Er muß einen langen Brief gebracht haben.«

»Wieso?«

»Wenn man über eine Stunde daran zu lesen hat.«

»Man kann auch an einem kurzen Brief lange lesen«, entgegnete er bedeutsam.

»Selb schon,« warf die Tochter Pauline ein, deren Nase sich vor Neugier am liebsten zu einem Karststiel ausgewachsen hätte; »selb schon, es kommt drauf an, wie man lesen kann.«

Der Vater hatte für solchen Scherz heute kein Verständnis, er warf der Tochter einen strengen Blick zu und machte sich dann an der Scheidefurche so zu schaffen, daß er den andern den Rücken zukehrte. Das sollte heißen: Auf diese Art bringt ihr nichts aus mir heraus.

Wieder ließen die vier ihre Hacken reden, bis endlich Grite losbrach: »Mit dir ist's nicht mehr auszuhalten, du wirst jeden Tag wunderlicher und wüster! Schaffen kann man für dich, bis man lahm wird, aber ein gutes Wort gönnst du einem nicht! Man würde meinen, es kämen dir lauter Taler oder Zuckermanteln zwischen den Zähnen heraus.«

Auf diese Weise ließ der Tobelhans schon eher mit sich reden, denn auf Zartheit des Ausdrucks gab er wenig, man mußte ihm zeigen, daß man auf seine Worte gespannt war, daß man nach ihm schaute, wie die Häuser nach dem Kirchturm, das stimmte ihn gütig.

»Nur immer grobhölzig!« knurrte er Grite an und fuhr dann nach einigem Räuspern fort: »Ihr verdient zwar nicht, daß man euch etwas sagt, aber gleichviel, kommt her und lest!«

Er zog das Papier aus der Tasche und reichte es seinem Sohn Heinrich, der den Inhalt etwas mühsam verkündete. Er las, wie er hackte. Als er zu Ende war, entstand eine große Stille; und als man sich zum Reden entschloß, hatte man sich in drei Lager geschieden. Die beiden Kinder standen eng zusammen, ihnen gegenüber postierte sich Grite, hoch aufgerichtet, etwas abseits neigte sich der Vater über seine Hacke, unschlüssig, mit wem er sich verbünden sollte. Das war wie von ungefähr so gekommen.

Die Tochter sagte: »Das ist viel Geld! Achtundzwanzigtausend Franken!«

Der Sohn stimmte ihr zu: »Damit ließe sich anderswo etwas Schöneres kaufen.«

»Was,« rief Grite gereizt, »ist euch der Tobelhof nicht mehr gut genug?«

»Ruhig Blut,« unterbrach sie der Tobelhans mit seiner tiefen Stimme, »die Sache will vernünftig überlegt sein.«

»Ich brauche nicht zu überlegen,« entgegnete Grite, »hier bin ich geboren, hier will ich sterben.«

»Und ich will gerade nicht hier sterben!« lachte Pauline, die, ohne es merken zu lassen, von der Sehnsucht nach dem Manne geplagt wurde und dahin strebte, wo Menschen waren.

»Meinst du, es sei eine Schande, hier zu sterben?« brummte der Vater aus seinem dichten Bart hervor.

Heinrich dagegen sprach wie zu sich selber: »Ich hätte nie gedacht, daß wir für diese Einöde so viel Geld bekämen. Dafür kann man sogar am See ein Gut haben.«

In Grite kochte es über: »Die Undankbarkeit! Einöde! Eßt ihr denn das Brot nicht, das auf dem Tobelhof wächst? Und die Kartoffeln und Äpfel und Birnen? Wir, ich meine den Vater und mich, haben nun ein ganzes Leben lang auf dem Gut gerackert wie Tiere, jeder Fleck Erde ist in gutem Stand, jeder Winkel ausgenutzt, im Stall steht schönes Vieh, und das soll nun verkauft — nein, nicht verkauft, ersäuft soll es werden! Das kommt mir gottsträflich und sündhaft vor, und auf euer leichtfertiges Gerede möchte ich am liebsten mit dem Handrücken antworten.« Die alte Jungfer war, wie sie das hervorstieß, auf die Zehen gestanden, um recht von oben herab zu sprechen.

»Du hast recht, Grite,« sagte der Bauer beschwichtigend, »und die Jungen haben auch recht. Alles Tuch hat zwei Seiten, man muß sehen, welche man herauskehrt. Doch nun rührt die Haken wieder, mit Reden wird der Acker nicht sauber. Das Nachdenken soll euch nicht verwehrt sein.«

Die Hacken gingen wieder auf und ab, aber nicht so einträchtig wie zuvor. Der Tobelhans arbeitete wie sonst, vielleicht etwas bedächtiger, Grite dagegen verdoppelte ihren Eifer und schien bei jedem Streich auf Steine zu treffen, während die Hacken der Jungen kraftlos, fast träumerisch ihr Werk taten und eher mit den Erdschollen spielten, als sie zerschlugen. Wozu sich mühen, da ja doch der Hof unter Wasser gesetzt wurde?

Nach dem Abendessen wurde der Brief wieder hervorgezogen, und nun prallten die Meinungen noch heftiger aufeinander. So ging es ein paar Wochen lang Tag für Tag, die ruhigen, schweigsamen Tobelhofleute waren auf einmal leidenschaftlich und beredt, eine so ernste Frage war ihnen noch nie gestellt worden, alle waren sich bewußt, daß sie vor einer großen Wende standen und daß es um das Glück ging. Die Kinder hielten fest zusammen, wie aneinandergeschraubt, sprachen sich hinter Büschen und Hecken wie Verschwörer aus und verbanden sich trotzig gegen die Tante, die aus den hohen Tönen nicht mehr herauskam. Grite wurde von Tag zu Tag dürrer und spitzer, folgte dem Tobelhans überall nach, schwatzte wie eine Elster auf ihn los und fand zuweilen Worte, die einer Prophetin anständig gewesen wären. Der Bauer sprach am wenigsten, denn er litt am meisten unter der Schwere des Entschlusses, die Seelen der Schwester und der Kinder hausten in ihm vereinigt. Der Gang des sonst so steifnackigen Mannes war schleichend, seine Rede unsicher, sein Blick mißtrauisch geworden. Das viele Geld, die Aussicht auf einen fetten Hof und auf leichtere Arbeit lockten ihn weg; die Lehmschollen aber, aus denen er herausgewachsen war, wurden zu Händen, die sich um seine Füße klammerten und ihn festhielten. Er ging zu Verwandten, die er da und dort im Lande hatte; alle rieten ihm, den Handel abzuschließen, er müßte nicht bei Sinnen sein, wenn er nicht zugriffe, erst später werde er einsehen, wie wohl es der Zufall mit ihm gemeint habe. Er hörte zu und dachte in seinem grauen Kopf: Ich mag's

entscheiden, wie ich will, es wird eine Wendung zum Schlimmen nehmen.

An einem Sonntagnachmittag kamen ein paar Gemeinderäte auf den Hof, sahen sich alles genau an und setzten sich dann zu dem Bauern in die Stube. Sie trugen alle dunkle Kleider und brachten breite schwarze Schatten herein. Ihre Gesichter aber glänzten vor Menschenfreundlichkeit. Was er zu tun gedenke, fragten sie ihn.

Der Tobelhans fuhr sich mit der Hand durch den Bart und schaute ins Unbestimmte; er hatte seine Antwort immer noch nicht bereit. Da er schwieg, ergriff Grite die Gelegenheit, ihr Herz auszuschütten; aber der Zorn kam ihr gleich so brockendick zum Hals heraus, daß sie fast daran erstickte und, um nicht in Schluchzen und Geheul auszubrechen, die Stube verließ. Nun begannen die Gemeinderäte, von den Kindern mit hingeworfenen Worten, tiefen Atemzügen und sprechenden Bewegungen unterstützt, dem Tobelhans den Kopf einzurichten und die Schrauben anzuziehen; denn der Gemeinde lag viel am Zustandekommen des Kraftwerks.

»Dein Haus ist baufällig,« sagten sie zu ihm, »seit hundert Jahren ist kein Flick und Fleck daran gemacht worden. Sieh nur den Stubenboden an, er ist fast durchgelaufen, und so ist die Treppe und alles, abgebraucht und morsch, das ganze Haus schreit nach dem Zimmermann, dem Schreiner und Maurer. Du wirst ein paar tausend Franken an die Hütte wenden müssen. Ist es nicht schade um das teure Geld? Auch den Garten hättest du schon lange durch eine Mauer gegen den Bach schützen sollen; tust du's heuer nicht, so liegt er übers Jahr bei uns im Tal drunten. Denk' auch an deine Kinder; sollen's die nicht ein bißchen leichter haben als du? Sollen sie einmal sagen, wenn du längst unterm Boden bist: Wäre der Vater nicht so verriegelt gewesen, so lebten wir wie die Maus im Kornfeld! Und vergiß eins nicht: der Stausee ist längst beschlossen; gibst du dein Land

nicht freiwillig, so kommt Zwang und Prozeß und Advokaten-
geschmeiß.«

Das machte am meisten Eindruck auf ihn; er fühlte, daß der Handel sich nicht mehr abwenden ließ, daß alles Sträuben umsonst war, der Mut verließ ihn vor dem Kampf mit dem Unabwendbaren. Er hatte in seinem ganzen Leben noch keinen Prozeß geführt und empfand ein Grauen vor Advokaten. Und dann die Rücksicht auf die Kinder!

Als die Herren am Abend gingen, drückten sie ihm die Hand mit besonderer Wärme, und als sie im Walde waren, veränderten sich auf einmal ihre Stimmen, jedes ihrer Worte schien zu lachen. Sie hatten ihm einen Brief aufgesetzt, und er hatte ihn unterschrieben, der Hof war so viel wie verkauft.

Man wollte die Abmachung vor Grite geheimhalten, aber die Kinder konnten ihre Freude nicht verbergen; noch am gleichen Abend platzte die Wahrheit heraus. Nun kehrte der Unfriede erst recht im Tobelhof ein, Grite spielte die Hintergangene, Aufgeopferte, nannte die andern Verräter und fand des Scheltens und Anklagens kein Ende. Alle wichen ihr aus, besonders der Bauer. Der Hof schien durch ihren Mund zu seinem Gewissen zu reden, er hörte das Wort Verräter so oft, daß es sich in seine Seele einfraß und ihn überall quälte und anklagte. Um den Vorwürfen auszuweichen, ging er nun fast täglich fort, schritt von Dorf zu Dorf und erkundigte sich nach käuflichen Gütern. Jeden Tag sah er sich ein anderes an; keines wollte ihm gefallen, sie waren entweder zu groß oder zu klein, zu schlecht unterhalten oder zu stark zerstückelt, zu tief im Dorfe drin oder zu nah an der Stadt, und immer zu teuer. Saß er abends müde, verdrossen und wortkarg zu Hause am Tisch, so stichelte Grite: »Gelt! einen Hof verkaufen kann jeder Narr, wenn man aber einen kaufen will, darf man nicht Tobelhans heißen! Was gilt's, du kaufst noch den Speck bei den Mäusen!«

Endlich glaubte er in Nesselbach etwas Rechtes gefunden zu haben, drei Tage nacheinander brachte er auf dem Gute zu und schloß den Handel ab. Er meinte Freude in den Tobelhof zu bringen, aber die frohe Botschaft wurde mit kurzen, trockenen Aussprüchen entgegengenommen. Grite sagte: »Ich will den Kram erst selber sehen!« Heinrich brummte etwas vom See, und Pauline meinte schnippisch, man nenne die Nesselbacher ›Mölche‹, der Vater habe sich da keinen hübschen Namen gekauft.

Tags darauf ging der Vater mit den Kindern nach Nesselbach und erlebte ein großes Mundverziehen und Nasenrümpfen. Pauline erklärte rundweg, sie ziehe nicht in das Nest, sie habe sich schon lange vorgenommen, in der Stadt einen Platz zu suchen, jetzt sei der Entschluß fest.

Als die drei mißmutig nach Hause kamen, empfing sie Grite mit geheimnisvoller Miene und führte sie in die Nebenstube, wo auf dem Tischchen Bankscheine und Goldstücke aufgeschichtet waren. Das Geld für den Hof war an dem Tage gebracht worden. Der Bauer überzählte es laut, die andern sahen ihm mit aufgerissenen Augen zu und zählten nach. Dann saßen sie lange einander schweigsam gegenüber und brüteten vor sich hin. Die Kinder hatten rote Köpfe.

Grite sprach zuerst und setzte alle in Erstaunen. »Wer so viel Geld hat, ist ein Herr«, sagte sie protzig. Seit der Bote dagewesen, hatte sie vor dem Geld gesessen, es von einer Hand in die andre gelegt, aufgeschichtet und wieder gezählt und sich daran berauscht. »Hättest du nicht so früh losgeschlagen,« fuhr sie spitzig fort, »sie hätten dir noch mehr gegeben; aber freilich, die Grite fragt man nie.« Innerlich billigte sie nun den Handel, das Geld hatte sie umgestimmt, bestochen, aus dem Hof mochte nun werden was wollte.

»Wenn wir nur das Haus in Nesselbach nicht hätten!« warf Heinrich ein, und Pauline murmelte vor sich hin: »Hätt' ich doch meinen Teil von dem Geld! Wer das Geld hat, hat die Wahl!«

Der Tobelhans reichte jedem ein Goldstück als Trinkgeld und gab ihnen dann zu verstehen, daß er allein sein möchte.

Als sie gegangen waren, stieß er das Geld von sich und sagte dumpf: »Nun bin ich heimatlos.« Ihm war, zum erstenmal verstehe er das Wort Heimat. Er war aus dem Hof hervorge wachsen wie der Nußbaum aus dem Baumgarten, das Korn aus dem Acker, das Gras aus der Wiese. All seine Kraft, all sein Denken und Tun, all sein Leben hatte er aus diesem Boden gezogen wie vor ihm sein Vater, sein Großvater und Urgroßvater. Er gehörte zu diesem Boden und war ein Teil davon, die Trennung war eine Torheit, ein Verbrechen, eine Sünde gegen sein Leben.

Was konnte ihm Nesselbach sein! Das würde nie eine Heimat abgeben, das blieb totes Land. Mit dem Tobel verband ihn eine Art Verwandtschaft, der Hof hatte etwas wie eine Seele, und nun war diese Seele verkauft, dem Tode verschachert

»Oh, daß ich den Handel einging!« seufzte er. »Ich hätte um meinen Hof streiten sollen, wie ein Volk für sein Land streitet, mit Nägeln und Zähnen, und ich habe mich übertölpeln lassen! Ich bin es nicht mehr wert, eine Heimat zu haben!«

Eine namenlose Reue erfaßte ihn; ihm war, er sei aus einem Rausch erwacht und merke, daß er im Unverstand seine Seele dem Teufel verkauft habe. Eine blinde Wut gegen die Regierung und die Gemeinderäte und ein Zorn gegen die Kinder, die ihn zu der Dummheit beredet hatten, wallten in ihm auf. Der Tobelhof breitete sich wie ein blühendes Paradies vor seinen Augen aus und hatte einen Mund und redete eindringlich auf ihn ein: Warum willst du mich ersäufen lassen? War ich dir nicht sechzig Jahre lang ein guter Freund? Habe ich dir nicht alles gegeben, was du brauchtest? Warum hast du auf mir Bäume gepflanzt und gute Reiser darauf gesetzt, um sie nun selber umzubringen? Warum hast du mich gepflegt, wenn ich nun nicht mehr tragen und dankbar sein soll?

Der Tobelhans schlief nicht in jener Nacht. Am Morgen packte er das Geld zusammen und schlich in aller Frühe davon, ohne zu sagen, was er vorhatte. Er ging zuerst nach Nesselbach, den Kauf rückgängig zu machen. Aber der Verkäufer lachte ihm pfiffig ins Gesicht und meinte, das werde ihn wohl ein paar Banknoten kosten. Dann fuhr er in die Stadt und landete in einer Verwaltungsstube, wo er in beweglichen, abgerissenen Worten die Bitte vorbrachte, man möchte ihm seinen Hof lassen und das Geld zurücknehmen. Der Beamte lächelte ihn gutmütig und überlegen an, rieb sich die geschmeidigen Hände und drückte sein Bedauern aus. Ehe der Tobelhans sein Herz recht geleert hatte, stand er wieder auf der Straße und wußte selber nicht, wie er so schnell und glatt wieder herausgekommen war. Er ging langsam und planlos eine Gasse entlang, sah nichts und hörte nichts als den Tobelhof, der ihn auf seiner Reise in die Stadt begleitete und immer zu ihm sprach. Die Leute stießen ihn und traten ihm auf die Füße. Einer fauchte ihn endlich zornig an und nannte ihn einen Tölpel; da blickte er einen Augenblick aus sich heraus und entdeckte neben einer Haustür ein Schild, auf dem in großen Buchstaben angezeigt war, daß da ein Rechtsanwalt wohne. Das war ihm eine Erleuchtung. Er ging ein paar Minuten lang vor der Tür auf und ab und trat dann ein. Als er wieder herauskam, hatte er einen Freund gefunden, der ihn von dem Nesselbacher Gut befreien und alle Federn springen lassen wollte, um ihm den Tobelhof zu erhalten.



Es kam die aufregende Zeit der nutzlosen Verhandlungen und Prozesse. Der Tobelhof blieb verloren, von Nesselbach war ohne ein drückendes Reugeld nicht loszukommen, und so mußte der Tobelhans sich entschließen, die Suppe zu essen, die man ihm eingebrockt hatte. Er war unterdessen in den Ruf eines

beschränkten, prozeßsüchtigen Menschen gekommen, und das drückte ihn. Schlimmer aber war das Gefühl, sein Lebensschiff im entscheidenden Augenblick schlecht gesteuert zu haben.

Es war Winter geworden, der Tobelhof lag tief im Schnee und war noch stiller und einsamer als sonst. Die Kinder waren fortgegangen. Wozu hätten sie noch bleiben sollen? Der Sohn arbeitete als Handlanger in einer Gießerei, die Tochter war in einer Wirtschaft als Magd angestellt worden, sie erhielten regelmäßig ihren Lohn, trugen, was sie davon entbehren konnten, auf die Sparkasse und schätzten sich glücklich, von dem langweiligen Hofe losgekommen zu sein. Im Frühjahr, wenn der Nesselbacher Hof bezogen werden mußte, wollten sie wieder zum Vater zurückkehren; so versprachen sie wenigstens. Der Tobelhans und Grite führten ein mürrisches, gedrücktes Dasein, es war zwischen ihnen kein Vertrauen, kein Band mehr, seit der Grund, der sie zusammengehalten hatte, nicht mehr ihnen gehörte.

Nach Neujahr begann rings um den Hof das Werk der Zerstörung, große Waldflächen wurden von fremden Arbeitern niedergelegt, unaufhörlich krachten die hundertjährigen Tannen zur Erde, ihre abgehackten braunen Wurzeln ragten hilflos aus der Erde hervor und streckten sich zum Himmel wie verstümmelte Arme. Oben am Geißkopf bohrte man den Berg an und sprengte mit Dynamit gewaltige Felsstücke los, die auf Schlitten zum Bach hinuntergefahren wurden, wo sie zur Staumauer aufgetürmt werden sollten. Die Sprengschüsse donnerten und widerhallten in der engen Waldschlucht wie übereinanderrollende Bergtrümmer!

Der Tobelbauer begleitete den Donner mit seinen grollenden Verwünschungen. Er hatte keinen ruhigen Augenblick mehr, und wenn er die Äste der zu Boden sausenden Tannen aufschlagen und schmerzlich krachen hörte, meinte er das Brechen seiner eignen Rippen zu vernehmen.

Sobald der Frühling sich ankündigte, rückte ein ganzes Heer von Erdarbeitern und Maurern ein; es wurden Feldhütten erstellt, tiefe Gräben aufgeworfen, ein Gleis für eine Rollbahn angelegt, eine kleine Werkstatt gebaut. Das wurde dem Tobelbauern immer unerträglicher. Er erwartete den ersten März wie einen Tag der Erlösung: da mußte er den Hof, der ihm nun zur Hölle geworden war, verlassen, da konnte er sein neues Haus in Nesselbach beziehen. Er suchte in sich die Hoffnung aufzubauen, es werde nun doch noch gut enden, jeder Fleck Erde könne ja eine liebe Heimat werden. Sich so Mut einredend, raffte er seinen Hausrat zusammen und fuhr damit nach Nesselbach.

Aus der Stadt war der Sohn hergekommen, um zu helfen, aber nur für einen Tag, wie er gleich erklärte, er sei bis zum Sommer an seine Stelle gebunden. Pauline denke gar nicht mehr an die Rückkehr, es sei ihr in der Stadt wohl genug, und sie nehme an, niemand werde sich zwischen sie und ihr Glück stellen wollen. Das war ein harter Stoß für den Vater; was sollte er ohne die Kinder auf dem neuen Gute anfangen? Er zerrieb seinen Mißmut zwischen den Zähnen und richtete sich wortlos in dem neuen Heim ein.

Die Nachbarn ringsum sahen dem Hantieren aus ihren Scheunen oder durch ihre Fensterscheiben zu, neugierig, was für ein Fisch in ihren Teich geschwommen sei, mißtrauisch, er möchte ihr Wasser trüben.

Den Tobelbauern, dem bis jetzt nur die Bäume und die Sonne in die Stube geschaut hatten, beunruhigten diese stummen Gesichter und spähenden Augen, ein Mißbehagen und das Gefühl der Unsicherheit kamen über ihn, er glaubte sich mitten unter Feinde versetzt.

Auch der Hausrat, der seit hundert und mehr Jahren im Tobelhof gestanden hatte, wollte nicht in die neuen Verhältnisse passen; die Schränke und Tische, Betten und Stühle standen fremd und ratlos da, das Vieh im Stall brüllte, alles, Lebendes

und Totes, schien vom Heimweh ergriffen. Nur Grite merkte von alledem nichts, sie ging hin und her, schaffte und hantierte, wie sie noch gestern im Tobelhof hantiert hatte, und fühlte sich schon heimisch.

Der Tobelhans sollte sich in Nesselbach nie zu Hause fühlen. Es gibt Bäume, die sich nicht verpflanzen lassen. Er hatte bis jetzt gewirtschaftet, wie er es von seinem Vater und Großvater gelernt hatte; im Dorf dagegen war man vorgeschrittener, man arbeitete mit ihm unvertrauten Geräten, mit Mähmaschinen, Heuwendern, Sämaschinen, und belächelte den altväterischen neuen Nachbar mit seiner vorsintflutlichen Schwester. Hans Schollenberger, der im Tobelhof so fest auf seinem Acker gestanden hatte, der immer genau gewußt hatte, was zu tun war und wie es zu tun war, kam sich hier als unanställiger Lehrbube vor; er, der sich noch nie um die Meinung eines Nachbars hatte kümmern müssen, fand sich dem Lächeln und den Sticheleien des ganzen Dorfes preisgegeben.

Zu seinem Gut gehörte ein Stück Weinreben; er verstand vom Rebwerk nichts und überlegte, ob er es nicht fremden Händen anvertrauen sollte, obschon das seinem Stolz zugesetzt hätte. Aber Grite redete ihm das unwirsch aus dem Sinn, sie traue sich die Arbeit schon zu, habe den andern bereits einiges abgeguckt und werde damit fortfahren, er solle sie nur machen lassen. Er ließ ihr den Willen, und bald war sein Wingert eine Sehenswürdigkeit des Dorfes: einer machte den andern darauf aufmerksam, an Sonntagen lief das halbe Dorf hinaus, um das Wunder zu bestaunen, so viel war seit zehn Jahren im Dorfe nicht gelacht und gewitzelt worden. Grite erhielt den Kosenamen Reblaus.

Dazu kam der Kleinkrieg, der vom ersten Tage an gegen den Neueingesessenen geführt wurde, denn seine Verschlossenheit wurde als Stolz angesehen: rasche Nadelstiche, die im Vorbeigehen versetzt wurden, Teufeleien allerart, gegen die er sich nicht wehren konnte und die in ihm einen ohnmächtigen Groll

entfachten, grobe Späße der Nachtbuben; die kränkten ihn in jeder Samstagnacht, warfen ihm den Stoßkarren in den Bach, legten den Kühen im Stall Maulkörbe an, hängten den altmodischen Pflug oder eine Egge an der Dorflinde auf, damit sich am Sonntagmorgen jedermann an ihrer ungewöhnlichen Art ergötzen könne, und was ihnen der Mutwillen sonst eingab.

Und das Gut selber: es blieb dem Tobelbauern fremd und unvertraut, immer verglich er es mit seiner Heimat, immer verlor Nesselbach dabei. Im Tobet hatte er jeden Stein und Zweig gekannt und der Hof ihn, wie es ihm schien. Alles Land, alle Bäume und Büsche hatten sich dort dienstbar und freundlich an ihn und seine Wohnstätte herangedrängt, wie die Herde an den Hirten; stand er auf dem Rain neben dem Hause, so konnte er alles in einer Wendung überschauen und auch den entlegensten Winkel mit den Augen grüßen. Wie anders in Nesselbach! Da waren die Wiesen und Äcker wie vom Wolfe auseinandergesprengt, als schmale, kaum geduldete Streifen zwischen feindliches Land eingezwängt, ohne Zusammenhang und Band, überall Marksteine, die wie Polizisten dastanden und Beachtung heischten. Das Haus stand an der Hintergasse, an ein anderes angelehnt, es hatte alle Freiheit und Selbständigkeit eingebüßt und duckte sich wie ein Knecht unter Knechten. Davor erhoben sich die hochmütigen Giebel der Hauptgasse und überwachten es mit scheelen Augen. Nein, der Tobelhans würde mit diesem Hans und diesen Feldern und dem, was daraufstand, nie Freundschaft schließen können, dazu war er zu alt. Jeder Tag, auch wenn er herzhaft begonnen hatte, ertrank in Mutlosigkeit.

Das Schlimmste aber war, daß der Tobelhans von seinen Kindern ganz im Stich gelassen wurde. Heinrich war im Heuet für ein paar Tage ins Dorf gekommen und dann nach einer heftigen Auseinandersetzung für immer gegangen, Pauline ließ sich nie mehr blicken, aus Furcht, festgehalten zu werden. Beide waren in der Stadt von der Liebe umstrickt worden, wie es bei jungen

Leuten, die zwanzig Jahre in der Einsamkeit gelebt hatten und dann in ein großes Menschentreiben gerieten, notwendig sich er eignen mußte. Diese Liebesverhältnisse wogen alle Mahnungen des Vaters und alle Gewissensbisse hundertmal auf. So waren die beiden auf bestem Wege, für immer im niedrigen Stadtvolk unterzugehen, das keinen Fleck Erde sein eigen nennt, dessen Welt die Wirtsstube, die öde Mietwohnung und die Fabrik ausmachen.

Der Tobelhans und Grite mußten sich den Sommer über fast zu Tode mühen, ohne doch mit aller Arbeit rechtzeitig zu Rande zu kommen. Ein Knechtlein, das man angestellt hatte, war nach ein paar Wochen davongelaufen, weil ihm der Dienst zu streng gewesen.

Als sich dann im Herbst infolge der Überanstrengung bei Grite allerlei Gebrechen einstellten, die ihre Gemütsart noch schartiger und kratziger machten, entschloß sich der Tobelhans, das Gut wieder zu verkaufen, um sich irgendwo ein kleineres zu erwerben. Grite hatte nach kurzem Sträuben ihre Einwilligung gegeben; nachdem sie erfahren hatte, daß sie unter dem Namen Reblaus im Dorf umgehe, hatte sie einen unversöhnlichen Haß auf alle ›Mölche‹ geworfen.

Erleichtert verließen die beiden Nesselbach und mieteten sich vorläufig in einem leeren, halb verlotterten Hause ihres Heimatdorfes ein. Grite ging gleich folgenden Tags von Haus zu Haus und sah sich nach Arbeit um: sie wollte, bis sie wieder etwas Eignes hätten, als Tagelöhnerin ihr Brot verdienen. Ihr Bruder dagegen verkroch sich in seiner Stube, als müßte er sich nach dem mißlungenen Versuch vor aller Welt schämen.

Wie er sich so zum Müßiggang verurteilt hatte, erwachte in ihm eine unsägliche Sehnsucht nach dem Tobelhof und nach dem früheren Leben; das Unrecht, das man ihm seiner Meinung nach zugefügt hatte, stellte sich riesengroß und immer schreiender vor ihm auf. Schon in Nesselbach waren seine Gedanken, sobald sie abkommen konnten, ins Tobel entflohen; jetzt, da ihm

zum Sinnen unbeschränkte Zeit blieb, erschien ihm der Hof immer mehr in verklärtem Licht, wie in der Zauberbeleuchtung eines Traumes. Vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen wurde er zwischen Zorn und Sehnsucht hin und her getrieben, ohne daß er einen Ausweg zu finden vermochte. Stundenlang ging er in seiner Stube mit geballten Fäusten auf und ab und murmelte Selbstgespräche vor sich hin.

Er fühlte wohl, daß er dabei innerlich zernagt wurde, daß er nur noch der Schatten des alten Tobelhans war, aber er vermochte nichts dagegen zu tun. Auf Zureden der Schwester machte er ein paar Gänge, um ein neues Gütchen zu finden, dann gab er es auf; die Erfahrungen, die er in Nesselbach gemacht hatte, würden sich ja doch wiederholen, und einen Tobelhof würde er nie wiederfinden.

Einmal, als er es nicht mehr aushalten konnte, eilte er in die Stadt zu seinem Winkelagenten mit der Frage, ob denn gar nichts mehr zu machen sei. Er wußte ganz wohl, woran er war, aber er mußte wieder einmal sein Herz ausschütten, sich für einen Tag kopfüber in eine Selbsttäuschung hineinstürzen. Vom Anwalt ging er in ein Wirtshaus, in dem er früher beim Besuch der Viehmärkte einzukehren pflegte, er war sicher, dort ein paar Bauern und Fuhrleute anzutreffen, die geduldig genug waren, sein Unglück anzuhören, die bei seinen Reden unter ihren Schirmkappen und breiten Hüten hervor funkelnde Augen machten und mächtig ausspuckten, auch etwa mit den derben Fäusten auf den vom Bier klebrigen Tisch schlugen. Fast einem jeden von ihnen war auch schon einmal vom Staat oder Gericht irgendein Unrecht angetan worden, das nun hier beim Bier oder Branntwein und unter den Zornausbrüchen des ihnen als friedfertig bekannten Tobelbauern wieder in ihnen zu brodeln begann. Wie überheizte Öfen hockten sie da, und Hans Schollenberger tat es wohl, das Feuer in ihnen zu schüren und so seine eigene Glut zu entladen. Von da an fand er den Weg ins Wirtshaus öfter.

War er allein zu Hause oder lag er schlaflos im Bett, so hardete es beständig in seiner Brust, dunkle Pläne stiegen vor ihm auf, verbrecherische, staatsgefährliche Gedanken. Er hatte einst vom Bauernkrieg gehört, er hatte Bilder gesehen, auf denen ein ganzes Volk mit Sensen, Karsten und Heugabeln auszog, entschlossen, irgend etwas Ungerades wieder gerade zu machen. Warum taten sich die Bauern nicht wieder zusammen wie einst, um sich an den Herren zu rächen? Sie waren doch die Mehrheit! Manchmal sah er sich an der Spitze einer solchen Schar; er wußte genau, wohin er sie zu führen hatte, und es bereitete ihm eine Art Wonne, in die Bajonette zu rennen oder sich vom Militär niederschließen zu lassen, das war doch ein Ende ohne Erniedrigung! Oder es kam ihm der Wunsch, eine ungeheure Wassersnot möchte über das Land hereinbrechen, den Tobelhof mit allen, die dort am Werk waren, fortspülen, das ganze Tal verwüsten und ihn selber wegschwemmen. Zur Arbeit wurde er immer unfähiger; der Zahn, der an ihm nagte, trieb ihn her und hin und immer wieder zum Wein. Und da er in den guten Wirtschaften keinen Anklang fand und manchmal Spott und Zurechtweisungen einstecken mußte, schlich er schließlich wie ein Schelm in die schmutzigste Kneipe des Dorfes, wo er sich fern von richtenden Blicken in Wein und Lärm betäubte. Seine Gesellschaft bildeten ein paar armselige Dorflumpen mit verwüsten Gesichtern und abgestumpften Blicken, mit verwilderten Haaren, in denen Heu- und Strohhalme vom Nachtlager hängengeblieben waren, in Kleidern, aus denen Knie und Ellbogen schauten. Sie hörten ihm für ein paar Schnäpse gerne zu, freuten sich über den neuen Bruder und begriffen nur nicht, daß einer mit ganzen Hosen sich zu ihnen setzte, und daß man beim Trinken so viel sprechen mochte.

Wenn der Tobelhans aus einem Rausch erwachte und seine Augen hell wurden, sah er seine Verkommenheit wohl ein, und dann legte sich das Heimweh nach seinem Hof und dem

rechtschaffenen Leben mit doppeltem Gewicht auf ihn. Er hatte sich vorgenommen, den Tobelhof nicht mehr zu sehen; aber eines Tags, da ihm gar so elend zumute war, stieg er doch auf einem langen Umweg über den Berg in sein Paradies hinauf, allen Leuten aus dem Wege gehend, als hätte er ein Verbrechen vor. Als er aus dem Walde heraustrat und den Hof zu seinen Füßen in Sommersonne und Mittagsglanz sah, krampfte sich seine Brust so schmerzhaft zusammen, daß er niedersitzen mußte.

Im Hause hatten sich Italiener eingenistet, vor den Fenstern, auf dem Gartenzaun, dem Brunnenstock, dem Holunderbusch, überall hingen schmutzige Kleider, am Bach knieten zwei Weiber auf einem Brett und wuschen Hemden und Strümpfe von allen möglichen Farben, viele Fensterscheiben waren zerschlagen und die Öffnungen mit Papier verklebt, das Scheunentor war verschwunden, vielleicht auf dem Herd verbrannt worden, die Hofreite kotig wie eine Lehmgrube. Die Bäume seines Obstgartens waren verschwunden, und zwei Kerle mühten sich eben ab, den Nußbaum, die Zierde und den Stolz des Hofes, zu fällen; der Bauer hörte deutlich das Singen der langen Waldsäge im Stamm. Wie munter sie klang! Wollte sie ihm absichtlich wehe tun?

Lange sah der Tobelhans unverwandt auf den Hof hinab, bis es schließlich wie ein Traum über ihn kam und er von all dem Hantieren und Zerstören nichts mehr hörte. Nur das wohlbekannte Rauschen des tätigen Baches, das er unten im Dorf schon so oft vermißt hatte, hielt sein Ohr gefangen und plauderte zu ihm. Da begann sich bei der sanften, eintönigen Musik das Tal mit Bildern zu füllen, alles, was Hans Schollenberger auf dem Hof einst erlebt, stieg farbig und lebendig aus dem Boden auf, seine sechzig Jahre zogen in unzusammenhängender Gestaltung wie windverwehte Stücke eines leuchtenden Regenbogens an seinem Auge vorüber. Was Glück ist, war ihm früher bei der Eintönigkeit seines Tagewerks und der Gleichförmigkeit seines Denkens und Fühlens nie recht zum Bewußtsein

gekommen, jetzt entdeckte er mit verwunderten Augen, daß ihm einst wonnige, glückliche Zeiten beschieden waren. Selt-same, längst vergessene Erinnerungen wandelten leise über den Hof, legten sich in Wiese und Acker an die Sonne oder zogen sich in den Schatten der Erlenbüsche zurück. Dinge, die ihm früher nicht der Erwähnung wert geschienen, Nichtigkeiten und flüch-tige Eindrücke hatten in irgendeinem Winkel seines Gedächtnis-ses geschlummert und geduldig auf die Zeit gewartet, da sie wie-der ans Licht treten durften. Und nun waren sie da, wie farbige Kindermärchen:

Es war an einem Frühlingstag, Hans hatte als Knabe an der jungen Sonne gesessen und aus gelbem Lehm eine Stube und einen Stall mit Menschen und Kühen gebildet, während seine Mutter im nahen Acker arbeitete. Er fühlte die Sonnenstrahlen, die ihn vor bald sechzig Jahren umschmeichelt hatten, jetzt noch durch die Kleider dringen und ihn behaglich bis ins Mark der Knochen erwärmen; er fühlte den kühlen, feuchten Lehm an den Händen, sah ihn unter dem Druck der Finger Gestalt anneh-men, bis dem Künstler auf einmal die freudige Erleuchtung kam, die zwei aneinandergeklebten Kügelchen von ungleicher Größe, die auf zwei festen Säulen standen, seien das Ebenbild seines Va-ters. Mit welchem Stolz stellte er sein Kunstwerk zu den Kühen in den Stall! Er sah die Mutter auf seinen Ruf herbeikommen und sich lächelnd über ihn und sein Werk bücken, er hörte sie mit guter Stimme sagen: »Wenn du nun noch machen kannst, daß der Vater die Kühe an einen Strick nimmt und hinausführt, und daß die Kühe Milch geben und muh machen, so bist du ein gro-ßer Hexenmeister!« Drauf hatten sie einander mit glänzenden Augen angesehen und laut zusammen gelacht, und das Lachen der guten Frau, die sich auf dem Hof nie recht heimisch gefühlt hatte und nun längst zu Erde vermodert war, trieb dem alten Kerl beinahe das Wasser in die Augen. Und auf einmal wußte er auch wieder, wie es tat, wenn sie ihm mit der Hand durchs Haar

fuhr, mit ihrer kleinen, von der Arbeit verunstalteten, rissigen Hand, die trotz ihrer Härte so weich streicheln konnte.

Dann schwebte ein Sonntagmorgen heran. Hans ritt auf dem Rücken eines gutmütigen Ochsens zwei-, dreimal ums Haus, vom Vater sorglich gehalten, und lachte halb vor Behagen, halb aus Verlegenheit, weil ihn auf seinem hohen Sitz doch etwas Furcht beschlich. Wie deutlich sah er den Tag vor sich: am Himmel weiße Wolken, deren Schatten für Augenblicke die Sonne aus dem Hof auslöschten; Mücken und Fliegen surrten in Schwärmen vom Boden auf, wenn der seltsame Reiter nahte, und brausten mit den Flügeln kräftig zusammen, von Sommer- und Lebenslust erfüllt, und über ihnen schaukelten sich und leuchteten ein paar Bläulinge. Im Brunnentrog glitzerte das Wasser, das von der Röhre hoch hineinfiel ... Spatzen badeten sich im Staub und schlugen die Flügel. Sonst große Sonntagsstille auf dem Hof, nur hie und da das klirren einer Pfanne aus der Küche und hinter dem Haus ein Hahnenschrei, der keck in den leuchtenden Sommertag fuhr, damit der Glanz auch Stimme hätte.

Das Leuchten ringsum weckte seine erste Kindererinnerung. Es war in der Zeit, da er kaum gehen konnte, er lag auf dem Rain im Schatten eines Schlehenbusches und war zum Überfluß noch von einem großen Schirm überdacht. Unten dehnte sich ein blühendes Lewatfeld aus, in dem Vater und Mutter gebückt standen und Unkraut ausjäteten. Das Bild des gelben glänzenden Ackers hatten seine Augen sechzig Jahre getreulich festgehalten. Warum? Es mußte ein freudiges Ereignis gewesen sein, denn Hans Schollenberger fühlte jetzt noch, wie damals etwas Weiches, sich leise Dehnendes ihm die Brust erfüllte. Hatte er unter dem Schlehenstrauch zum erstenmal Farbe empfunden? Hatte der mächtige Goldglanz seine schlummernde Seele geweckt? Er stellte die Frage nicht, er dachte den Erinnerungen überhaupt nicht nach, er gab sich nur dem wonnigen Gefühl hin,

das ihn damals durchsonnte und das bis zur Stunde wunderbar in ihm geschlummert hatte.

Nach dem goldenen Tag fiel ihm ein roter ein. Es war viel später, er mochte zwölf oder dreizehn Jahre alt sein. Der Herbst lag in der Luft, und die Sonne hatte Mühe, tagsüber den schweren Tau vom Gras wegzutrinken. Der Buchenwald und alle Büsche und Hecken waren rot, das Laub der Birnbäume wie mit Wein übergossen, die Kirschbäume lodernde Flammen. Auf dem Hof war damals eine ganz junge Magd, kaum drei Jahre älter als Hans. Sie hieß Rosine und trug stets ein rotes Tuch um den Kopf. Rosine und Hans sollten Äpfel auslesen, die der Nebel in der Nacht vom Baume gelöst hatte. Hans hatte seinen nichtsnutzigen Tag und fand es bequem, das Bücken dem Mädchen zu überlassen, sich im Gras auszustrecken und an einem Apfel zu kauen. Rosine aber verstand es nicht so, und als er ihr gar auf ihre Ermahnung hin eine lange Nase machte und sie ein faules Maidlein nannte, fuhr sie zornig auf ihn los, um sich Achtung zu verschaffen. Er setzte sich zur Wehr und bemerkte bald zu seiner nicht geringen Verwunderung, daß er dem Mädchen gewachsen war. Sie hatten sich umschlungen und rangen miteinander, bis Rosine schließlich herausstieß, er solle aufhören, sie könne nicht mehr. Keuchend und erschlaffend beugte sie sich vornüber und lehnte den Kopf gegen seine Schulter. Er fühlte ihren Atem heiß und stoßweise an seinem Hals hinabstreichen und dachte: Sind die so schwach? Er wollte seinen Sieg ausnutzen, sie ins Gras werfen und dann recht tüchtig auslachen; aber wie er sie wieder fester fassen wollte, legte sie ihre Lippen behutsam, wie wenn er es nicht merken sollte, auf seinen Mund, küßte ihn leicht wie ein Windhauch und flüsterte: »Du Wüster!« Da ließ er sie los. Er wollte sie ausschelten, fand aber kein rechtes Wort dazu und wußte nur, daß er auf das freche Ding recht böse war. Schweigsam sammelten sie die Äpfel in den Korb und suchten dann die Erwachsenen auf. Sie waren so fleißig und manierlich an jenem Tage, daß sie gelobt und

zu weiterem Wohlverhalten ermuntert wurden. Von da an wichen sie sich aus, das Zusammensein war ihnen unbehaglich, sie konnten sich nicht mehr gerade in die Augen sehen, nicht mehr miteinander sprechen. Kein Zweifel, sie waren sich spinnefeind geworden. Als Rosine ein Jahr später den Dienst verließ, redete Hans sich ein, er sei froh, daß das einfältige Geschöpf fortgehe; aber er gewahrte plötzlich, daß der Hof seit ihrem Weggang ein andres Wesen angenommen hatte, und in der ersten Nacht fing er, ohne zu begreifen, wie es so kam, auf einmal so laut zu heulen an, daß die Mutter sich erhob und ängstlich fragte, was ihm sei. Er entschuldigte sich mit Zahnweh und nahm auf den Rat des Vaters, der auch erwacht war, einen tüchtigen Schluck Schnaps auf die Zähne, der ihm den Mund verbrannte und ihm so einen verständlichen Grund zum Weinen gab.

Nach der ersten Liebesmorgenröte kam in Wärme und Glanz die Liebessonne. Seine Frau saß vor ihm wie damals, als er sie fragte, ob sie bei ihm bleiben wollte. Auch sie war als Magd ins Haus gekommen, ein Kind armer Leute unten im Land. Es war an einem Sonntag zwischen der Heu- und Kornernte, sie saßen sich gegenüber am Bach im Schatten eines Haselnußstrauches. Er sah sie fast deutlicher als damals: sie hatte sich ein paar blaue Federn, die einem Häher aus dem Flügel gefallen waren, ins blonde Haar gesteckt. Sie war so zierlich und sauber wie eine dieser Federn. Als er ihre Hand ergriff und mühsam die schwere Frage vorbrachte, fing sie zu weinen an. Er wurde ganz verlegen und wollte sie aufrichten; da er keine Worte fand, streichelte er ihr das Haar. Sie ließ es ruhig geschehen und wurde still, sie war wie ein Kind. Dann sagte sie zu ihm: »Ich möchte schon bei dir bleiben, aber ich würde bald wieder gehen müssen; es vergeht keine Woche, daß ich nicht von einem Sarg oder von schwarzen Hirschen träume.« Er hätte, um ihre Bedenken zu verscheuchen, sie gern recht tüchtig ausgelacht, aber er vermochte es nicht, er glaubte an Träume wie sie. Zuletzt umschlang und küßte er sie,

bis sie lächelte und er feuchte Augen hatte. Die langjährige Angst, für den Hof die rechte Bäuerin nicht zu finden, war nun von ihm genommen, das trieb ihm das Wasser in die Augen.

So drangen die Bilder auf den Tobelbauern ein, erst die kleinen, bedeutungslosen, die wie Schmetterlinge farbig und leicht und flüchtig heranschwebten, dann die großen, die Schicksale bedeuteten: ein Hochzeitszug, ein Tauffest, eine Gräbt, eine Wassersnot, die ihm sein drittes Kind fortschwemmte. Er verweilte bei allen mit Andacht, durchlebte, die ihm besonders lieb waren, zwei-, dreimal, und als ihm dann zu Sinn kam, daß man ihm seine Jugendwelt gestohlen hatte, daß er nun einen grauen runzligen Kopf habe und in seinen alten Tagen noch ins Trinken geraten sei und allen Stolz verloren habe, wurde ihm namenlos traurig zumute.

Den ganzen Tag verträumte er oben am Waldrand über seinem Hof. Als er sich erhob, um zu gehen, sprang ihm etwas Schwarzes aus dem Wald entgegen; es war seine Hauskatze. Sie war auf dem Hof geblieben, unter die Säger gegangen und nährte sich nun vom Raub. Sie schoß ihm gegen die Beine, rieb sich Backen und Ohren an seinen Schuhen und Waden und schnurrte zufrieden dazu. Er streichelte sie und lobte ihre Treue und Anhänglichkeit, er fand sie aber verwildert und verwahrlost und redete sie freundlich und teilnehmend an: »Wir gleichen einander, wir sind die einzigen, die dem Hof Treue halten, aber es geht uns schlecht, wir sind heruntergekommen, wir sind Lumpen geworden. Das soll nun anders werden, Peter, komm mit mir, ich trag' dich ins Dorf hinab, ich kann dich wohl brauchen, wir können dann miteinander reden.«

Sie war nicht gleicher Meinung; als er sie fassen wollte, entwischte sie ihm und floh in den Wald. Sobald sie sich in Sicherheit fühlte, wendete sie sich mit schlauer Miene nochmals um und miaute freundlich, wie zur Entschuldigung. Dann verschwand sie im Gestrüpp. Ja, sie war ihm überlegen.

Von da an stieg der Tobelhans jeden Tag zu seinem Hof hinauf und ließ sich durch kein Wetter abhalten. Er verfolgte den Gang der Arbeiten oder saß sinnend hinter einem Busch oder Baum, wo ihn niemand beobachten konnte.



Mehr als zwei Jahre waren verstrichen, das Stauwerk war vollendet. Quer durch das Tobel zog sich eine breite Mauer, wie für die Ewigkeit zusammengefügt. Weiter unten, in die Schlucht verkrochen, stand das Maschinenhaus, von dem eine schwarze dicke Eisenröhre zu der Mauer hinaufführte.

Das alte Wohnhaus war abgebrochen, ein paar Mauern und der Kachelofen waren allein davon übriggeblieben; nur den Brunnen hatte man verschont, weil man seiner bis zuletzt bedurfte.

»Morgen wird mit dem Stauen begonnen,« sagte der Ingenieur zum Tobelhans, »da werdet Ihr auch dabei sein wollen.«

Dem Bauern trat der Schweiß auf die Stirn: »Was fang' ich an, wenn der Hof nicht mehr da ist, da geht das Elend erst recht an!«

Das unfreiwillige Wort war nicht für den Ingenieur bestimmt, er gab aber doch eine Antwort darauf und meinte recht witzig zu sein: »Da könnt Ihr auf dem Hof baden, Schollenberger. Das habt Ihr noch nicht oft getan!«

Der Tobelhans war nicht zu Späßen aufgelegt, eine heiße Wut kam über ihn, und er schrie den Spötter an: »Oh, wenn nur mein Bach so wild werden könnte wie ich, dann würde er das Mäuerchen da wegspülen und einen Schelm dazu, dann könnt' ich wieder einmal lachen!«

Der Ingenieur lächelte ihn kalt an und sagte überlegen: »So steht doch zusammen. Ihr und Euer Bach, dann wird es wohl klecken!«

Hans Schollenberger suchte nach einer Abfertigung, aber er war zu zornig, um denken zu können; er kehrte dem andern

den Rücken und schritt mit geballten Fäusten zu den Ruinen seines Hauses hinüber. Er arbeitete sich zur Stube durch, zum Ofen, der mitten im Schutte stand und ihn kläglich anschaute. Keine der grünen, zierlich gezeichneten Kacheln war ohne Schaden geblieben, die Messingknöpfe, die einst zu beiden Seiten an den Kanten emporstiegen, waren verschwunden, von Diebeshänden abgerissen, die vordere Fläche war eingedrückt, so daß die Rauchgänge, die sich im Innern kunstvoll verschlangen, bloßgelegt waren. Der Ofen glich einem aufgerissenen Tierleib. Der Bauer legte die Hände an die Kacheln, an denen er sich so oft gewärmt hatte, und redete den Ofen wie einen Freund an: »Armer Kerl, sie gehen schlimm mit uns um, sie haben uns die Brust zerrissen, es sieht drin wüst aus.«

Er verließ den Trümmerhaufen und ging zum Brunnen, der emsig wie sonst sein klares Wasser in den Steintrog goß, vergnügt dazu gurgelte und etwa im Übermut um sich spritzte. Der Bauer legte den Mund an die Röhre und trank einen starken Schluck; so gut hatte ihm das Wasser noch nie geschmeckt. »Du bist allzeit ein tugendhafter Brunnen gewesen,« sagte er, »von wie mancher Zunge hast du schon den Durst genommen! Nun hast du dein Werk getan, es wird nach dem Schollenberger keiner mehr von dir trinken. So tätig sein und nichts mehr tun dürfen!«

Langsam ging er weiter; er hatte sich vorgenommen, von jedem Acker und jeder Wiese Abschied zu nehmen, jedem wollte er noch ein freundliches Wort geben, danken für guten Ertrag und langjähriges Wohlverhalten, wie treue Knechte und Mägde wollte er sie entlassen. Es war Anfang Mai, die Wiesen blühten und glitzerten frühlingsfroh, im Baumgarten stand das Gras schon fußhoch, da und dort hatte es sich unter seiner eignen Schwere und Saftigkeit gelegt.

In acht Tagen könnte man den ersten Schnitt mähen, dachte Hans Schollenberger, und nun muß das gute junge Gras im Wasser ertrinken, ohne daß ich ihm helfen kann. Jedes Blatt, jede

Blüte, jede Wurzel muß sterben, sterben wie ein Mensch. So fiel es dem Bauern ein, und er überschaute die weiten Flächen und überlegte, wieviel Arbeit der Tod da habe.

Was für merkwürdige Gedanken einem kommen können, dachte er.

Er kam an den Bach, wo ein von Bienen umschwärmter Schwarzdornbusch wie mit Schnee behangen über das Ufer ragte. Früher hatte er ihn kaum je beachtet, jetzt heftete sich sein Blick darauf, und er murmelte vor sich hin: »Auch der soll ersaufen.« Er zog sein grobes Sackmesser aus der Tasche und schnitt ihn über den Wurzeln ab; so habe er einen leichteren Tod, meinte er. Hätte er eine Sense zur Hand gehabt, er würde dem Gras den gleichen Liebesdienst erwiesen haben.

Im Bach sah er ein paar Forellen pfeilschnell durch das Wasser schießen und sich unter der Böschung verbergen. »Versteckt euch nicht,« rief er ihnen zu, »ihr seid jetzt die Meister hier! Wenn ich das Wasser ertrüge wie ihr, es sollte mich keiner vom Tobelhof vertreiben.«

Die Nacht sank herab, als er allen seinen Feldern Lebewohl gesagt hatte. Gesenkten Hauptes machte er sich endlich davon, er hatte noch keinen schwereren Tag erlebt. Unten an der Mauer stieß er auf den Ingenieur, dessen Anblick ihm wieder die Galle auf die Zunge trieb, und er fragte ihn bissig, ob er die Fische auch ersaufen wolle. »Nein, nur Eure Grillen, Bauer«, gab der andre schlagfertig zurück und behielt wie immer das letzte Wort.

Vor Tagesgrauen trieb es den Tobelhans wieder hinaus und hinauf, wie es einen Sohn an das Sterbebett seines Vaters treibt. Er mußte seinen Hof sterben sehen.

Alles war noch in Ruhe, nur die Vögel sangen rings in Busch und Wald und erfüllten das ganze Tal mit ihrer ahnungslosen Lust. Eine Lerche stieg aus einem wüsten Acker hoch in die Luft, bis sie ins Sonnenlicht emportauchte, das oben schon durch den Äther flutete, aber noch nicht in die Schlucht eindrang.

Sie hat ihr Nest im Acker, dachte der Bauer und ging behutsam suchend auf dem Felde her und hin. Auf einmal schwirrte es vor seinen Füßen auf, es mußte das Weibchen sein, das auf der Brut gesessen hatte. Wirklich, unter einem Grasbusch lagen fünf nackte Vögelchen, die ihre Schalen kaum einen Tag verlassen hatten. Was sollte er damit anfangen? Das ist ein kurzes Leben, überlegte er, und etwas empörte sich in ihm.

Er löste das Nest sorgsam vom Boden los und bettete es, von den Alten verfolgt, oben am Wald ins Gras. Da erinnerte er sich, daß die Vögel sich um eine Brut, die durch Menschenhände versetzt worden ist, nicht mehr kümmern, und er dachte: Nun werden sie verhungern; das ist schlimmer als ertrinken, wozu wollen wir auch immer den Herrgott spielen!

Die Arbeiter kamen aus ihren Bretterhütten hervor und schlossen den Tiefablauf des Baches. Nun ging das Sterben an. Der Tobelbauer setzte sich beklommen auf den Rain, an den sich seine erste Jugenderinnerung knüpfte. Von dort aus konnte er alles übersehen. Auf der Staumauer hockten oder lagen einige Italiener und sangen ein Lied mit lang ausgehaltenen Schlußtönen. Es klang wie ein Grabgesang über den Hof.

Beim Tiefablauf bildete sich ein Teich, der langsam wie eine Schnecke mit ihren Hörnchen an der Staumauer hinauftastete und mit dem Hinterteil behutsam in das Bachbett zurückschlich. Allmählich brach das Wasser da und dort über das Ufer und stahl sich in Wiesen und Felder hinein.

Das wird ein langes Sterben, sagte sich der Tobelhans, der ein viel rascheres Anschwellen erwartet hatte, aber ich bleibe bei dir, mein guter Hof, bis es vorüber ist.

Den ganzen Tag saß er auf dem Rain und sah ein Stück Land nach dem andern in die Flut versinken. Schlich das Wasser in eine Wiese hinein, so grünte und blühte sie im Sonnenschein eine Weile noch üppiger und freudiger als zuvor, in Glück und Wohlergehen glänzte sie auf und hielt den Tod für einen Freund.

Aber im Gras verborgen stieg das Wasser immer höher und höher, an Blättern, Stengeln und Halmen zu den Blütenkronen hinan, und dann kam die Tücke zum Vorschein: auf einmal war es aus, die Blüten- und Farbenpracht zum grauen Sumpf geworden, der Tod Herr des Angers geblieben. In den Glocken der Blumen ließen sich Käfer und trunkene Bienen und Hummeln fangen und erstickten. Über das Wasser schwebten weiße, braune und gelbe Schmetterlinge, setzten sich auf einen Halm, der noch hervorragte, und schienen sorglos aus der Todesflut zu trinken. Dann flogen sie plötzlich auf und davon, wie von einem Schauder erfaßt.

Gegen Abend geschah etwas Seltsames. Das Wasser hatte die Matte erreicht, die sich unten am Rain ausdehnte. Auf einmal wurde der Bauer durch eine rasche Bewegung aus seiner ruhigen Betrachtung herausgerissen, und als er schärfer hinsah, war es eine Maus, die ängstlich auf ihn zulief, bei seinem Anblick in noch größeren Schrecken geriet und wie ein Pfeil an ihm vorbeischoß. Hinter ihr brach eine ganze Schar aus dem Grase hervor und floß wie eine braune Welle den Rain hinauf, um sich in den Schollen des Ackerlandes zu verlieren.

Aufmerksam geworden, bemerkte der Bauer nun auch anderes Getier. Ein Maulwurf vergrub sich, kaum der Flut entronnen, vor seinen Füßen pfeilschnell wieder in den Boden, während eine Blindschleiche und zwei Eidechsen weniger wasserscheu schienen, sich langsam verdrängen ließen und immer wieder zurückstrebten, als zöge der Sumpf und der Tod sie an. Ein Wiesel rettete sich in das Gemäuer des Hauses; es streckte neugierig bald da, bald dort den beweglichen Kopf mit den schwarzen Augen zwischen den Steinen hervor, bis es plötzlich in weitem Sprung herausfuhr. Mit einer Maus im Maul kehrte es zurück und verschwand dann für immer.

Auf das größere Getier folgte das kleine. Schwärme von Heuschrecken, in die sich ein paar Grillen mischten, sprangen lustig

vorüber, die Flucht schien ihnen ein Spiel; wie hätte das Wasser ihren Sprüngen folgen können? Einige von ihnen verzögerten sich und nagten, die Gefahr verachtend, an einem fetten Blatt oder Kraut. Anders war es den Goldkäfern zumute. Sie waren zu Tode erschreckt und krabbelten mit ängstlicher Eile der Höhe zu, jedes Hindernis vermehrte die Angst in ihren Augen und Bewegungen. Mit ihnen wetteiferten rote und schwarze Ameisen; viele von ihnen kletterten auf Grashalme und glaubten sich so für immer geborgen.

Der Bauer empfand Lust, sie von dort zu vertreiben, aber er dachte: Wir Menschen retten uns ja auch manchmal auf einen Halm und dünken uns klug. Ich will nicht wieder den Herrgott spielen.

Alles, was im Grase oder im Boden versteckt gewesen und gehaust hatte, verließ den untergehenden Hof, alle Kraft und Anstrengung auf das Leben gerichtet. Nur ein paar Singvögel flatterten klagend über die Wasserfläche, unter der ihre Brut lag, und schienen eher zum Sterben als zum Leben hingezogen.

Während Hans Schollenberger all die Not und all die Leidensgefährten teilnehmend betrachtete, schlängelten sich zwei große Ringelnattern hintereinander heran, betrachteten ihn einen Augenblick mit ihren mißtrauischen kalten Augen, wie wenn sie in ihm den Urheber der Sündflut vermuteten, und kehrten dann scheu zum Wasser zurück, durch das sie behende mit erhobenem Kopf davonschwammen. Ihre blauen Schuppen schillerten im Wasser.

Bei ihrem Blick war dem Bauern unheimlich geworden, und es erfaßte ihn inmitten des schleichenden, krabbelnden, geängstigten Ungeziefers etwas wie eine abergläubische Furcht und ein Grausen. War er nicht der Schutzherr all dieser Geschöpfe gewesen, ihr Ernährer und Freund? Jetzt hatte er sie verkauft, heimatlos gemacht oder dem Tode überliefert, und er fühlte, daß sie ihm nun verfeindet waren, ihn als einen Verräter haßten.

Er stieg etwas weiter hinauf zu den Trümmern seines Hauses und legte sich, als die Dunkelheit hereingebrochen war, auf den Ofen, wie früher an kalten Winterabenden.

Er wollte sich zum Schlaf zwingen, um für einige Stunden Ruhe zu haben; aber da sah er mit geschlossenen Augen den bösen Blick der Nattern wieder, und wieder erfaßte ihn das abergläubische Grauen. Hausten nicht auch in diesem Gemäuer Geister, die einst gut und freundlich gewesen, jetzt aber rachsüchtig sein mußten, weil sie durch ihn ihre Ruhestätte verloren hatten? Seine Eltern und Großeltern, seine Frau und Ida, das ertrunkene Kind, schauten ihn aus dem Schutt traurig und vorwurfsvoll, fast bedrohlich an.

Ihre Bilder hatten nach ihrem leiblichen Tode im Hause weitergelebt, so hatte es ihm immer geschienen; wo sollten sie nun hingehen? Es blieb ihnen keine Ruhestätte mehr als das Grab, der öde Kirchhof, wo die Abgeschiedenen neben- und übereinander liegen, wie geklaftertes Holz. Und sie hatten den Hof so geliebt! Ihr ganzes Leben hatte ihm gegolten.

Hans Schollenberger richtete sich auf dem Ofen in die Höhe und sah um sich; er faßte jedes Ding scharf ins Auge, damit ihm die Gespensterfurcht vergehe, die ihm heimlich anfing die Haare zu Berge zu stellen. Da ging eben der Mond auf und spiegelte sich zum erstenmal in dem werdenden See. Der Anblick war für den Bauern so seltsam, neu und unfäßlich, daß ihm die Augen feucht wurden. Eine größere Rührung hatte er selbst an der Leiche seiner Frau nicht empfunden.

Wie er so saß und dem Mond zusah, der sein bleiches Gesicht im Wasser badete, berührte ihm etwas leicht den Rücken. Ihn schauderte, er erwartete nichts anderes, als es werde ihn eine Geisterfaust im Nacken fassen und schütteln, ihm das Genick mit einem heftigen Ruck brechen. Da schlich es ihm vor die Augen, es war Peter, die Katze. Ein freudiger Ausruf entsprang seinen Lippen, nun war er nicht mehr allein, Geister überfallen

nur die Einsamen. Er faßte das Tier mit kindlicher Freude und streichelte es, er nannte es seinen Freund und wußte, daß er von nun an kein lieberes Wesen mehr auf der Welt hatte. Er streckte sich wieder müde auf dem Ofen aus, öffnete vorn seinen Kittel und bereitete der Katze auf seiner Brust ein geschütztes Lager, sie sollte es warm haben in dieser traurigen Nacht. Dafür sollte sie ihn aber auch vor den Geistern und bösen Gedanken schützen. Bald darauf schlief er ein.

Gegen Morgen kam ein Traum über ihn. Er sah seinen Vater und seinen Großvater unten am Bach auf dem Kies liegen, lang hingestreckt. Wie er sie anschaute und anreden wollte, verwandelten sie sich in Fische, in riesige Forellen mit glänzenden Schuppen und blutroten Punkten, aber mit menschlichen großen Augen, die von Zeit zu Zeit sich auf ihn richteten und mit den Wimpern schlugen. Sie schwammen in einem Tümpel umher, zogen verschlungene Kreise um sich und funkelten jedesmal in der Sonne, wenn sie sich auf die Seite drehten. Der Vater, der die glänzenderen Augen hatte, schwamm näher zu ihm heran und flüsterte wie ein Wässerlein, das über Kiesel rieselt: »Du mußt ein Fisch werden, Hansli, da ist man vor dem Ertrinken sicher!« Es war die Stimme aus der fernen Kindheit. Und während der Vater das sagte, sprang er in großem, freudigen Schwung über das Wasser empor und wurde, wie er so flog, zu einem prächtigen Regenbogen, unter dem der Großvater langsam und selig dahinschwamm und leuchtende Kreise durchs Wasser zog. Der Anblick war unsagbar wonnig! Da aber schlich eine Natter mit kalten, verschmitzten Augen heran, legte sich Hans Schollenberger um den Hals und zog so kräftig zu, daß ihm der Atem stockte. Er wachte jäh auf, griff nach dem Hals und gewahrte, daß sich die Katze unter seinen Bart gelegt hatte. Er schleuderte sie weit von sich, von Entsetzen erfaßt. Wie ihm dann die Überlegung kam, bereute er sein rasches Tun und rief sie bei ihrem Namen. Der Ruf lockte sie wieder aus dem Winkel hervor, in den

sie sich verkrochen hatte, aber sie grollte. Trotzig setzte sie sich auf eine Mauer und ließ sich nicht bewegen, näherzukommen; das Mondlicht leuchtete grün aus ihren weitgeöffneten, zornigen Augen zurück.



Langsam füllte sich das Wasserbecken, langsam ertrank der Hof. Der Bauer stand auf seinem Boden, bis ihn die steigende Flut vertrieb. Jedem Fleck Erde wollte er in dem Augenblick, da das Wasser sich darüber schloß, den letzten Gruß geben. Er knurrte und haderte nun nicht mehr, er wachte ja bei einem Sterbenden, da galt es, mitzuleiden und gute Gedanken zu fassen. Fast alle Arbeiter waren abgezogen; der Ingenieur, der nicht mehr viel zu tun hatte und sich langweilte, gesellte sich zuweilen zum Tobelhans, dessen Seelennot er allmählich begriff. Er schalt ihn mit gutgemeinten Worten aus, er redete ihm zu, er solle doch den Hof verlassen, das Stauen könne wochen-, monatelang dauern, bei dem unvernünftigen Abwarten werde er noch vollends von Sinnen kommen. Der Tobelhans hörte ihn an und ging dann wortlos dem Rande des Wassers entlang oder sah der Katze zu, die fliehendes Ungeziefer abfing und damit spielte. Sie hatte eine kurzweilige Zeit und ließ den Meister um ihre Gunst werben.

Aber die Tage verstrichen, ohne daß das Wasser große Fortschritte machte, denn das Becken weitete sich nach oben mächtig. Schon war eine Woche verstrichen, und noch stand die Hausruine im Trocknen. Der Bauer hatte die Mundvorräte, mit denen er sich versorgt hatte, aufgezehrt, und der Hunger bohrte in seinem Magen und beehrte auf. Der Ingenieur oder der Maschinenmeister hätten gern ihren Imbiß mit ihm geteilt, aber er war zu stolz, um etwas von ihnen anzunehmen; ins Dorf hinabsteigen wollte er auch nicht, das verbot ihm sein Eigensinn, er hatte sich ja versprochen, beim Hofe bis zuletzt auszuharren.

Am siebenten Tage war es drückend heiß geworden, zum Hunger gesellte sich ein unbändiger Durst, und das Wasser, in den leeren Magen getrunken, verursachte Übelkeit. Hinter dem Walde hatte die Hitze eine mächtige Wolke aufgetrieben, die wie ein Schneeberg hoch ins Tal hineinschaute, dann zusammenstürzte und sich schwarz färbte. Es war ein Gewitter im Anzuge, schon rollte es dumpf hinter dem Bergkamm.

Da kam die Feigheit über den Tobelhans. Wo sollte er sich vor dem Gewitter schützen? Wo die Regennacht zubringen? Wie sollte er dem Hunger noch länger widerstehen? Er hatte in seinem ganzen Leben nie länger als ein paar Stunden gehungert.

»Ich gehe ins Dorf,« sagte er, sein Gewissen beschwichtigend, »ich verbringe dort die Nacht und bin am Morgen mit allem versehen wieder da. Vor höherer Gewalt hat kein Versprechen Halt.«

Als er bei strömendem Regen nach Hause kam, empfing ihn die Schwester mit unfreundlichen Blicken und zänkischen Worten; denn sie wußte nicht, wo er die ganze Zeit gewesen war, und hätte bald angenommen, es sei ihm etwas zugestoßen. Die Unruhe, die sie ausgestanden hatte, ließ sie nun an ihm aus. Mißmutig trat Hans wieder in den Regen hinaus und ging auf dem kürzesten Wege ins Wirtshaus. Er aß sich satt und betrank sich dann so sinnlos, daß er erst nach drei Tagen wieder ins Tobel zurückkehren konnte.

Mit wüstem Kopf und schlechtem Gewissen, mit Ekel vor sich selber erfüllt stieg er hinauf. Wie durfte er dem Sterbenden entgentreten?

Als er ankam, war das Becken gefüllt; eine gelbe Wasserfläche, auf der Äste und Baumstrünke schwammen, lag wüst über dem ganzen Hof, die schweren Gewitterregen der letzten Tage hatten den Bach wild gemacht und hohe Schlammfluten in den neuen See geworfen. Vom Haus, von den Feldern und Wiesen war nichts mehr zu sehen, das war alles klaftertief ertrunken.

»Nun hab' ich ihn in seiner letzten Not doch noch verlassen, ich Saufaus!« knirschte der Bauer, als er erstaunt und traurig über das Wasser blickte. »Ich bin ein verkommener Tropf.«

Er ging dem Ufer entlang und stieß aus die Katze, die bekümmert auf ihn zukam und sich streicheln ließ. Ihre gute Zeit war vorbei, da und dort schwamm eine ertrunkene Maus oder ein Maulwurf auf dem Wasser oder lag, von Fliegen umschwärmt, am Ufer; das war alles, was von der jagdherrlichen Zeit übriggeblieben war. Hans Schollenberger deutete ihre Trauer anders und sagte, indem er sich zu ihr hinabbückte und ihr mit der Hand den Rücken streichelte: »Gelt, das ist ein Schauen! Du bist treuer als ich, du allein hast ausgehalten, das will ich an dir gutmachen. Ich habe für niemand mehr zu sorgen als für dich, die Kinder wollen nichts mehr von mir, und Grite braucht mich nicht, du aber hast mich nötig, du mußt wieder eine Heimat haben.«

Er nahm Peter auf den Arm und stieg, seinen Stolz überwindend, zum Maschinenhaus hinab. Dort fragte er, ob nicht für ihn und das Tier ein Stübchen übrig wäre, er wolle hier bleiben, bis sich das Wasser geklärt habe, es nehme ihn wunder, wie der See dann aussehe. Wie war er froh, daß sich ein unbenutzter Winkel fand!

Er verließ den See nicht mehr, stundenlang, halbe Tage lang saß er am Ufer und spähte in die Tiefe. Das Wasser klärte sich allmählich, das gelbe Schlammbecken wurde zum blauen Spiegel, in dem sich der Hügel und der Wald bis zum letzten Zweig und Wipfel abmalten, in dessen Tiefe weiße Wolken flossen und Weihe ihre stillen Kreise zogen. Dann und wann stiegen Luftblasen aus der Tiefe auf und platzten an der Oberfläche. Und mitten in diesen bunten wechselnden Bildern ahnte der Blick gelbgefärbtes Mauerwerk, Büsche, die noch in Laub und Blust standen und sich schwer behangen zum Boden neigten. Wiesen, die noch mit dem Tode rangen und aus dem Schlamm Halme und Blattspitzen verzweifelt hinauf zu dem entrückten Lichte

streckten. Auch der Steg, der das alte Bachbett überbrückte, war noch zu sehen. Wer mochte ihn gehen? Wolkenbilder? Wassergeister? Die alten Tobelhofbauern?

Dann und wann sprang ein Fisch aus der Flut empor, blitzte in der Sonne auf und warf einen Ring auf das Wasser, der bis zu den Ufern hinüberwuchs. Dann dachte der Bauer an seinen Vater und Großvater, die als Forellen in der Tiefe hausten und im Mondlicht goldene Bänder nach sich schleiften. Und es überfiel ihn eine große Traurigkeit und Sehnsucht nach den Tiefen, wo die Fische über seine Wiesen glitten oder von seinem guten Brunnen tranken. Wie mußte ihnen das Quellwasser schmecken mitten im See! Er sah sie mit ihren Mäulern gegen die Röhre stoßen, sich um den kühlen, schmackhaften Trank zanken und dann sich in neckischem Spiel verfolgen und tummeln.

Nach einiger Zeit wurde ein Kahn angeschafft, in dem ein Arbeiter vom Bach hereingeschwemmte Waldtrümmer, Wurzeln, Stämme, Äste herausfischte. Der Tobelhans erbot sich, ihm zu helfen, und guckte ihm das Rudern ab. Von da an sah man ihn oft an sonnigen Sommertagen mit eingelegten Rudern auf dem Wasser treiben, den Blick unverwandt in die Tiefe gerichtet, wo sein ganzer Lebensinhalt zwischen zitternden Spiegelbildern lag. Manchmal hatte er die Katze bei sich; sie saß auf dem breiten Hinterteil des Schiffchens und ließ sich das Fell von der Sonne erwärmen; zuweilen blickte sie, ein paar Minuten lang ihren Meister nachahmend, über den Rand ins Wasser und fuhr dann plötzlich, wie von Angst erfaßt, zurück.

Es war ein ununterbrochenes Traumleben, das der Bauer nun führte, keinen ließ er in sich hineinsehen, nichts trat ihm von seinem Innenleben über die Lippen, keine Klage, kein Vorwurf, kein Wort der Trauer oder der Sehnsucht. Nur an einem Herbsttage packte ihn das Leben noch einmal an und griff ihm tief in die Seele. Er hatte seit ein paar Tagen seine Katze vermißt und sie im Walde ringsum gesucht. Umsonst. Da, wie er früh am

Morgen im Kahn über den See fuhr, sah er etwas Dunkles an der Oberfläche des Wassers treiben, und als er näher zusah, war es Peter. Die Jagd war vor einigen Tagen eröffnet worden. Ein Jäger hatte das Tier im Walde angetroffen, als Wilddieb erkannt und jagdrechtlich erschossen.

Nun war Hans Schollenberger ganz allein. Er zog seinen Freund aus dem Wasser und begrub ihn oben am Waldrand, dort, wo sie einander zum erstenmal als Heimatlose begegnet waren. Am Abend kehrte er nicht in seine Kammer zurück, und als der Maschinenmeister am Morgen nach der Schleuse sah, entdeckte er mitten auf dem Wasser den leeren Kahn, von braunem Laub umspielt, das der Herbstwind in der Nacht auf den See gestreut hatte. Der Tobelhans lag unten auf seinem Hof dicht neben dem Brunnen. Der Grund, aus dem er gewachsen war, hatte ihn heimgelockt.

Aus der Tiefe der Waldschlucht aber klingt nun Tag und Nacht eine wuchtige Weise, die Schlucht ist ein Riesenmund, der sein Lied in die Welt summt. Von weitem hört es der Wanderer, und der Wald singt mit. Es tönt fast übermenschlich, und wer es vernimmt, weiß, daß etwas Gewaltiges sich dort dreht und wälzt und schwingt. Es ist das Lied unsrer Zeit. Die alten Mühlen, ja die Sturzbäche verstummen davor, alle die alten festlichen Winkel ziehen ein Arbeitskleid an oder verschwinden wie der Tobelhof.

Doch wer weiß: Wenn einmal die Werke unsrer Zeit alt geworden sind und ein neuer Geist sie verdrängt, liegt vielleicht auch über ihnen der verklärende Glanz der Dichtersonne.

